

HEYNE <

THOMAS P.

DER RACHEENGEL

ICH BIN DER KRONZEUGE
GEGEN DIE DEUTSCHEN
HELLS ANGELS

Ich war einer von ihnen,
jetzt packe ich aus

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Taschenbucherstausgabe 03/2012

Copyright © 2010 by riva Verlag,
ein Imprint der FinanzBuch Verlag GmbH, München, Deutschland
Der Wilhelm Heyne Verlag, München,
ist ein Verlag der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie, Zürich
Coverfoto: Ron Chapple/Corbis
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Printed in Germany 2012
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-64531-8

www.heyne.de

*»Um ein tadelloses Mitglied einer Schafherde sein zu können,
muss man vor allem ein Schaf sein.«*

Albert Einstein

INHALT

1	DER VERRATENE: Hier und Heute	9
2	DER HURENSOHN: Eine Kindheit in Ostfriesland	11
3	DER SOLDAT: Zwischen allen Fronten	30
4	DER TÜRSTEHER: Schlagende Argumente	37
5	DER GEFÄHRTE: Als Mann einer Hure	47
6	DER ROCKER: Der Beginn einer »Karriere«	60
7	DER HANGAROUND: Forever Angel, Angel Forever?	82
8	DER SKLAVE: In den Fängen des Clubs	99
9	DER VERBRECHER: Das Ende der Bremer Bandidos	115
10	DER PROSPECT: Die Ausbeutung geht weiter	129
11	DER MEMBER: Die feige Rache der Bandidos	145
12	DER AUSSTEIGER: Der Feind hört immer mit	170

13	DER GEFANGENE: Ein unmoralisches Angebot	182
14	DER KRONZEUGE: Im Namen des Volkes?	195
15	DER VERRÄTER: Tot oder lebendig	201
16	DIE GEFÄHRTIN: Ein Nachwort von Melanie W.	205
17	DER GEJAGTE: Worte des Dankes	212
18	DER ERKLÄRER: Das Glossar	214
19	BILDER UND DOKUMENTE	227

1 DER VERRATENE: **Hier und Heute**

Mir war nicht bewusst, dass es schusssichere Westen für achtjährige Kinder gibt. Warum auch? Kinder in diesem Alter sollten eigentlich unbeschwert spielen, sich frei bewegen und ungestört herumtoben können. Meine Tochter hat eine solche Weste. Vermutlich ist das schwere Ding nicht eigens für kleine Kinder gemacht worden, sondern wohl eher für zierliche Polizistinnen. Aber sie passt. Und mittlerweile kann das tapfere kleine Mädchen seine Weste sogar selbst überstreifen. Wir haben es ihr gezeigt, und sie hat es geschafft. Weil sie es wollte ...

So, wie sie damals auch wollte, dass ich zu ihrem Papa wurde. Als es darum ging, ob ihre Mutter alles hinter sich lassen würde, um mich in eine gefährliche, völlig offene Zukunft zu begleiten. Und als es darum ging, ob diese Frau und ihre Tochter mir in eine lebensbedrohliche Ungewissheit folgen sollten. Um an meiner Seite fortan Tag und Nacht damit rechnen zu müssen, dass irgendwann einfach die Lichter ausgehen würden. Für immer.

Denn der Mann, der dafür verantwortlich ist, dass das kleine Mädchen eine schwere schusssichere Weste tragen muss, ist ein Verräter. Er hat das Gesetz des Schweigens gebrochen und gegen seine Brüder von den Hells Angels ausgesagt. Er trägt die Verantwortung dafür, dass auf sein Leben

500.000 Euro Kopfgeld ausgesetzt sind. Und dass auf das Mädchen und seine Mutter im Zweifel keine Rücksicht genommen werden würde. Ich allein bin dafür verantwortlich, dass dieses Mädchen ein Leben in ständiger Gefahr führen muss.

Dieses kluge Mädchen weiß Dinge, die Kinder in seinem Alter nie wissen sollten. Es weiß, wo es im Haus die Waffen finden kann, die ihre Eltern im Ernstfall benutzen müssten. Das Kind weiß auch, wie und wo es sich verstecken müsste, wenn der Tag X kommen sollte. Und das Kind weiß, dass es nicht einmal seinen eigenen Großeltern sagen darf, wo es wohnt, wie es heute heißt und in welche Schule es geht. Dieses Mädchen ist stark genug, all dies zu ertragen – nur weil es einen Vater haben wollte. Und dieser Vater wird in Zukunft alles dafür tun, damit die Treue und Freundschaft dieses Kindes nie enttäuscht werden.

Ich bin dieser Vater, und ich habe in der Vergangenheit schon zu viele Fehler begangen. Ich bin schuld, dass meine Familie in diesen Strudel geraten ist, aus dem es wohl kaum ein Entrinnen gibt. Ich war ein Hells Angel, und ich habe meine Brüder verraten, weil ich feststellen musste, dass sie nie meine Brüder waren. Und dass sie mich verraten haben. Ich wurde zum Verräter und damit auch zum Freiwild. Ich und meine Angehörigen sind letztendlich zum Abschuss freigegeben, auch wenn wir uns ein neues Leben, eine neue Identität und neue Ziele geschaffen haben. Wir waren Teil einer kranken Welt, die Freiheit und Rockermythen versprach, und sind nun in der Gefangenschaft – auf der Flucht vor einem Motorradclub, der längst keiner mehr ist. Sondern eine Verbrecherbande, die auch vor Morden nicht zurückschreckt. Wir sind auf der Flucht vor den Hells Angels, die sich an mir und meinen Angehörigen rächen wollen ...

2 DER HURENSOHN:

Eine Kindheit in Ostfriesland

1 Mein Leben war eine stete Suche. Die Suche nach einer Familie, nach Verlässlichkeit, nach Liebe und nach Freundschaft. Das war eigentlich alles, was ich je wollte. Nicht viel, sollte man meinen. Und gleichzeitig das ganze Elend.

Gesucht habe ich immer – damals zum Beispiel, als ich eines Nachts aufwachte und die Dunkelheit und die Stille mich vollkommen verstörten und nicht mehr einschlafen ließen. Also kroch ich aus dem Bett, tastete mich im Licht des Mondscheins, der fahl das Zimmer erleuchtete, hinüber zur Zimmertür. Ich öffnete sie und merkte, dass das ganze Haus von dieser Stille erfüllt war. Einer Stille, die einen umfängt, wenn man spürt, dass da keiner ist. Dass man völlig allein ist.

Nicht, dass ich es nicht gewohnt gewesen wäre. Ich war oft allein, schon als Kleinkind. Aber in jener Nacht konnte ich nicht einfach darüber hinwegschlafen. Ich war vier Jahre alt, und dieses entsetzliche Gefühl des Verlassenseins verstörte mich. Ich tastete mich an den Wänden entlang durch das leere Haus. Küche, Wohnzimmer, das Schlafzimmer meiner Mutter, das Zimmer meines Bruder – nichts. Bad, Diele, auch nichts. Es war keiner da. Ich war alleine, als klei-

ner Junge, und stand plötzlich vor der Haustüre. Sie knarrte laut, als ich sie öffnete und vorsichtig hinausging. Hinaus in die Morgendämmerung der Stadt.

Aurich in Ostfriesland. Wir lebten damals in der Nähe der Fußgängerzone, in einem zweistöckigen Häuschen, wie sich dort eines an das nächste reiht. Eine gutbürgerliche, beschauliche Kleinstadt, in der unser Haus, oberflächlich betrachtet, nach außen und nach innen einen ordentlichen und unauffälligen Eindruck machte. Bei uns zu Hause war es immer sauber – darin war meine Mutter tatsächlich spießig. Eigentlich gab sie sogar eine gute Hausfrau. Gemessen daran, dass sie eine Alkoholikerin war. Und eine Nutte. Ich war der Sohn einer Hure und wusste nicht, dass andere Mütter weit- aus bessere Leben zu bieten hatten ...

Mein fünf Jahre älterer Halbbruder und meine zehn Jahre ältere Halbschwester waren im Grunde nicht besser als meine Mutter. Meine Schwester vögelte sich quer durch Aurich, und mein Bruder fing schon früh damit an, meiner Mutter beim Saufen Gesellschaft zu leisten. Wenn die beiden einmal ausnahmsweise auf mich aufpassen sollten, dann kam es nicht selten vor, dass ich einfach irgendwo stehen gelassen wurde. Und wenn ich Glück hatte, war das in der Nähe unseres Hauses. Oder ich wurde gleich daheim eingeschlossen. Das war die Alternative, vor der ich stand – vor eine Wahl gestellt wurde ich allerdings nie. Mein leiblicher Vater (der nicht der Vater meiner Geschwister war, denn das war irgendein anderer Säufer) kam gelegentlich am Wochenende bei uns vorbei – zum Vögeln oder zum Saufen. Meine Mutter und er waren zusammen, aber irgendwie auch wieder nicht. So klar, wie das bei zwei Alkoholkranken eben ge-

regelt ist. Offiziell wohnte er wieder bei seinen Eltern oder auch nicht. Eine fragwürdige Konstellation, die mein kleiner Kinderkopf damals nicht verstehen konnte.

Ich stolperte also in jener Nacht durch die im Stil der Siebzigerjahre gepflasterte und betonierte Fußgängerzone. Barfuß und im Schlafanzug. Ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte. Ich wusste nur, dass ich meine Mutter finden musste. Denn es war tiefste Nacht, und ich fühlte mich irrsinnig einsam und verlassen.

Auf Höhe des Reisebüros, ein paar Hundert Meter von unserem Haus entfernt, wurde ich dann glücklicherweise abgefangen. Das Geschäft gehörte den Eltern von Tim, einem meiner wenigen Freunde. Die Leute müssen mich wohl draußen auf der Straße gesehen haben. Sie kannten mich natürlich, wie man sich eben so kennt in einer 40.000-Einwohner-Stadt, und wussten auch, wo sie anrufen mussten. Die Auswahl an entsprechend heruntergekommenen Spelunken in der Auricher Innenstadt war nicht so groß, als dass man nicht hätte erahnen können, wo meine Mutter zu finden war. Im »Störtebeker« oder im »Alten Fritz«. Dort saß sie dann in qualmiger und abgestandener Luft auf verblichenen Holzstühlen mit fleckigen Polstern im Schummerlicht der eingestaubten 40-Watt-Birne und soff sich mit irgendwelchen Kumpanen den Verstand und die Verantwortung weg. Trank, bis sie ihr Elend nur noch wattiert wahrnehmen musste. Das Elend einer gealterten Hure, die im zunehmenden Maße nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Familie zugrunde richtete.

Dieser nächtliche Ausflug und das damit verbundene Gefühl der totalen Einsamkeit sind mir bis heute im Gedächtnis geblieben.

Von Zeit zu Zeit durfte ich auch mal meinen Vater besuchen. Aber nur, wenn er das Taxi bezahlte, denn er wohnte etwa zehn Kilometer außerhalb von Aurich, in Riepe bei meinen Großeltern. Dort hat er mir dann das Fahrradfahren beigebracht. Und das Schießen mit dem Luftgewehr, hinten im Garten, mit alten Tabakdosen als Ziel. Die schepperten immer wunderbar, wenn man sie traf. Eine coole Sache für einen kleinen Jungen wie mich, aber tatsächlich die richtige Beschäftigung für einen Fünf- oder Sechsjährigen?

Mit Sicherheit aber besser, als meine Mutter zur Arbeit in die »Kupferkanne« zu begleiten. Dort saß ich dann auf schmutzigen Eckbänken im Schummerlicht und durfte zusehen, wie meine Mutter in einem schwarzen Korsett herumlief, sich an fremde Männer mit Mundgeruch und fettigen Haaren hängte, um dann für eine halbe Stunde mit ihnen auf einem Zimmer zu verschwinden. Manchmal immerhin waren diese fremden Männer auch nett zu mir. Einer schenkte mir mal eine Tafel Schokolade, andere drückten mir 50 Pfennig in die Hand: »Kauf dir was Schönes, Kleiner.« Das Lachen dieser Männer mündete dann häufig in ein asthmatisches Röcheln und Gurgeln, was ich in dem Alter damals natürlich nicht einordnen konnte.

Jahre später, in der Grundschule, nannten sie mich dann »Hurensohn«. Hurensohn. Was sollte das nur sein, ein Hurensohn? Was wollten die Kinder mir damit sagen? Ich wusste beim besten Willen nicht, was das Wort bedeutete, und habe in der Folge Attacken wie diese immer mit einem entschlossenen »Arschloch« pariert und mir dabei auch noch gedacht, ich hätte gut gekontert. Richtig begriffen hatte ich das

Getuschel und Gekichere hinter meinem Rücken erst, als ich zehn oder zwölf Jahre alt war. Und da dämmerte mir dann auch langsam, warum eigentlich kaum einer mit mir spielen durfte. Manche hatten es ja schon immer in ihrer kindlichen Ehrlichkeit gesagt: »Ich darf nicht mit dir spielen, das hat meine Mama verboten. Du bist nämlich ein Hurensohn!« Irgendwann wusste ich dann also, was das zu bedeuten hatte.

Nach meinem nächtlichen Stadtspaziergang wurde ich abgeholt. Wie das kam, weiß ich nicht, aber die Eltern von Tim hatten wohl das Jugendamt informiert. Ich habe geheult und gestrampelt und wollte partout nicht weg. Ich hatte zwar das erbärmlichste Zuhause, das man sich vorstellen kann, aber es war immerhin mein Zuhause. Nun wurde ich plötzlich zu Pflegeeltern gebracht – Verwandten meiner Mutter. Die hatten auch zwei eigene Kinder, aber dort wurde es dann so richtig beschissen. Es ging mir noch schlechter als daheim, was man nicht hätte glauben wollen. Zwar war ich nicht mehr ständig allein, dafür wurde ich aber auch auf dem Dachboden eingesperrt. Und zu essen bekam ich demonstrativ immer etwas Schlechteres als der leibliche Nachwuchs. Dort Fleisch mit Kartoffeln, hier eine dünne Wasserbrühe. Man konnte meiner Mutter vieles nachsagen, aber ich bekam immer etwas Feines zu essen. Entweder hatte sie gekocht oder mir Geld für einen Imbiss gegeben. Meistens war es allerdings das Geld ...

Ich musste eine Woche bei dieser Familie bleiben, dann fuhr ich mit meiner Mutter auf eine Kur in den Schwarzwald. Und danach durfte ich wieder nach Hause. Irgendwie.

2 Nur wenige Wochen später kam ich dann in die Schule. Mit einer bis obenhin gefüllten Schultüte. Ein glückliches Kind, an der Hand einer glücklichen, treusorgenden Mutter – auch hier stimmte die Fassade mal wieder bis ins letzte Detail. Dass sie sich vor der Einschulung – wie jeden Morgen – zum Frühstück einen billigen Weinbrand eingegossen hatte, konnte man dieser kleinen Familienidylle nicht ablehen. Und dass für mich mit dem Eintritt in die Schule meine Probleme erst richtig beginnen würden, auch nicht. Ich war ein sechsjähriger Schuljunge, der sich mehr oder weniger selbst versorgen und auch selbst erziehen musste. Und ich war der Hurensohn. Der Sohn einer armseligen alten Nutte.

In meinem Zuhause gab es niemanden, der mich ins Bett geschickt hätte. Keiner, der darauf achtete, ob ich mir auch die Zähne geputzt hatte. Ob die Hausaufgaben gemacht waren oder ich meinen Schulranzen ordentlich gepackt hatte. Wenn ich meine kleinen Dienste und Pflichten zu verrichten hatte, war meine Mutter bei der »Arbeit«. Es war niemand da, der mich betreuen konnte oder einfach mit mir zum Kinderarzt gegangen wäre, wenn mir mal etwas wehtat. Nichts. Es gab nur einen Menschen, auf den ich mich verlassen konnte und vor allem verlassen musste, und das war ich selbst. Mit einer erstaunlichen Disziplin und einem naturgemäßen Gefühl für mein eigenes Ich sowie einem inneren Drang zu Ordnung und Struktur brachte ich mich irgendwie über die Jahre. So gut es ging.

Natürlich saß ich auch mal bis um zehn vor der Glotze. Es wäre ja auch seltsam gewesen, wenn ein Kind diese Freiheiten nicht genutzt hätte. Aber sobald ich müde war, habe ich mich selbstständig ins Bett verkrochen und mir den Wecker für den kommenden Morgen gestellt. Das musste ich auch,

denn meine Mutter hätte mich nie rechtzeitig aus dem Bett holen können. Ich zog mich an – alleine –, wusch mich und machte mir anschließend mein Frühstück. Auch alleine. Danach ging ich meist kurz zu meiner Mutter, die regungslos in ihrem Schlafzimmer lag, um sie zu fragen, ob sie nicht auch was frühstücken oder wenigstens einen Kaffee wollte. Und dann frühstückte ich – alleine.

Manchmal indes stürzte sie nachts stockbesoffen in mein Zimmer und plärrte: »Mein Tommy, du bist doch das liebste Kind.« Sie fragte mich dann meistens lallend, ob ich etwas essen wolle. Nachts um halb zwei oder noch später. Dieser seltsame Anfall von Mutterliebe endete dann stets damit, dass ich sie ausziehen und irgendwie ins Bett verfrachten musste, weil sie selbst dazu ja nicht mehr in der Lage war.

Es war klar, dass in meiner Familie etwas nicht stimmte. Aber wer realisierte das überhaupt? Ich hatte bemerkt, dass andere Kinder besser aufwuchsen und mehr Fürsorge erhielten. Aber ich selbst wusste es nicht besser, weil ich es nicht anders kannte. Und – die ganze Sache hatte schließlich auch Vorteile. So konnte ich meiner Mutter regelmäßig Geld aus dem Portemonnaie ziehen, ohne dass sie etwas davon bemerkt hätte. Wenn ich irgendetwas brauchte, nahm ich mir das Geld und holte es mir. Auch konnte ich den ganzen Tag fernsehen, was ja für ein Kind selbst keine Belastung, sondern ein Zeichen enormer Freiheit war. Und wir waren vergleichsweise wohlhabend, was sich darin zeigte, dass wir frühzeitig große Fernseher, Computerspiele oder moderne Videorekorder zu Hause herumstehen hatten. Die passenden Filme lieh ich mir auch selbst aus. Ohne Altersbeschränkung, versteht sich – dafür hatte meine Mutter gesorgt, die dem Chef der Videothek versichert hatte, dass das Kind sich

jeden, wirklich jeden Film ausleihen dürfe. Und so habe ich »Freitag, der 13.« im Alter von zehn Jahren gesehen. Der Hurensohn hatte seinen Klassenkameraden etwas voraus ...

Auch Weihnachten war wie im Bilderbuch. Die ersten Stunden zumindest. Das Glöckchen bimmelte, der Christbaum strahlte funkelnd im Wohnzimmer, und an Geschenken war alles da, was ich mir gewünscht hatte. Als jedoch alles ausgepackt war und ich glücklich auf Bergen von Kartons und Papier kauerte, war das Fest auch schon beendet. Dann sind meine Mutter und auch mein Vater – wenn er denn da war – einfach abgehauen, um sich gepflegt christlich volllaufen zu lassen. Ich saß dann als kleiner Junge alleine da in meinem teuren Adidas-Trainingsanzug und ließ mein ferngesteuertes Auto durch die verlassene Wohnung rasen. Totenstille Nacht.

Die wenigen und kurzen Glücksmomente wurden jedes Mal mit einer erbarmungslosen Zuverlässigkeit hemmungslos wieder zerschossen. Das vorherrschende Gefühl meiner Kindheit blieb letztlich die Traurigkeit – und die vollkommene Einsamkeit. Oft ging ich von der Schule direkt in eine der Kneipen, wo meine Mutter schon seit dem Fröhschoppen herumgammelte. Ich war für die Säufer dort das Maskottchen, der Pausenc clown und Tanzbär – brachte den Schnaps oder drückte die Knöpfe an der Musicbox und bekam dafür immer mal wieder eine Mark für den Flipper, den »Pac Man«- oder den »Donkey Kong«-Videospiele-Automaten. Zu jener Zeit konnte ich das richtig gut, genauso wie ich die Telefonnummern der Kneipen auswendig kannte. Die vom »Störtebeker« hab ich nach 30 Jahren immer noch im Kopf: 04941-3428. Die Telefonnummer meiner Kindheit, tief eingeebrannt und durch nichts mehr zu löschen.

So war ich stets ein mittelmäßiger Schüler, mit dem die Lehrer nicht immer zufrieden sein konnten. Aber auch einer, der nicht besonders auffiel. Zumindest nicht als ein Kind, das seine Matheaufgaben in verrauchten Spelunken ausknobeln musste. Ich hatte immer alles erledigt. Irgendwie. Das zumindest war zu jener Zeit mein Ehrgeiz.

3 Ende September 1985 wurde mein Vater mit einem Notarztwagen ins Krankenhaus in Aurich eingeliefert. Er litt unter schwerer Gelbsucht, weil er jahrelang gesoffen hatte und seine Leber dementsprechend ruiniert war. Er wollte erst gar nicht in die Klinik und hatte sich wochenlang dagegen gesträubt. Als er schließlich schon gelbe Augäpfel hatte, gab es keine andere Lösung mehr. Er wurde eingeliefert. In den folgenden drei Wochen bin ich dann jeden Tag direkt nach der Schule ins Spital gefahren, um ihn zu besuchen. Und da war etwas, was ich bis dahin eigentlich gar nicht kannte: Mein Vater hat sich jedes Mal riesig gefreut, wenn er mich neben seinem Bett stehen sah. Es gab also doch jemanden, dem ich wichtig war.

Eines Morgens dann, es war der 15. Oktober 1985, kam ich um halb sieben zum Frühstück in die Küche, und mir bot sich ein ungewöhnliches Bild. Meine Mutter war schon auf und lehnte müde am Küchenschrank.

»Du brauchst heute nicht nach der Schule ins Krankenhaus, das kannst du dir sparen«, raunzte sie.

»Warum denn?«, fragte ich.

»Die haben heute Nacht angerufen. Dein Vater ist gestorben. So, und jetzt ab in die Schule.«

Sie schob sich von dem Schrank weg, schlappte nach nebenan in ihr Zimmer, legte sich ins Bett und schlief wieder

ein. Für mich aber war mit diesem Satz die einzige Struktur, das einzige bisschen familiäre Ordnung, Wärme und Liebe zerstört. Mein Vater, der zwar auch ein Säufer war, gleichzeitig aber auch der einzige Mensch, dem ich etwas zu bedeuten schien, war nun einfach weg. Und würde nie wieder zurückkommen. In mir schien auf einen Schlag alles zusammenzubrechen ...

An diesem Morgen fühlte ich nur einen seltsamen dumpfen Nebel um mich herum. Ich stand allein in der Küche, und es gab niemanden, der mir etwas erklären oder mich einfach nur in die Arme hätte nehmen können. In meiner Verzweiflung ging ich tatsächlich in die Schule – so, wie es mir meine Mutter befohlen hatte. Ich saß wohl schweigend auf meinem Stuhl und starrte abwesend zur Tafel. Oder zur Seite, aus dem Fenster. Jedenfalls nahm ich nichts wahr. Ich hatte auch keinen Gedanken, dem ich nachhing. Da war einfach ein Nichts um mich herum. Plötzlich, es war ganz komisch, fragte mich die Lehrerin irgendwas – ich weiß nicht mehr, um was es ging –, aber die Erwähnung meines Namens, die Frage in meine Richtung weckte mich offenbar aus meiner Trance.

»Mein Vater ist gestorben«, war meine einzige Antwort. Und dann wurde es ganz ruhig in dem Klassenraum.

»Mit so etwas macht man keine Scherze«, antwortete die Frau streng. Ich hab sie dann wohl aschfahl angesehen, und sie schien irgendwie begriffen zu haben, dass ich es ernst meinte.

»Es ist wirklich wahr – mein Vater ist vergangene Nacht gestorben.«

Die fassungslose Lehrerin stürmte mit mir an der Hand aus dem Klassenzimmer, hinauf ins Schulsekretariat und rief

von dort aus meine Mutter an. Die bestätigte ihr wohl trocken und ohne Umschweife, dass ich die Wahrheit gesagt hatte. Und zum ersten Mal an diesem Morgen erfuhr ich ein kleines bisschen Wärme. Von meiner Lehrerin, die mich in ihre Arme schloss, mich tröstete und mich dann nach Hause schickte. Was die fürsorgliche Pädagogin nicht ahnen konnte: Zu Hause bei meiner Mutter und meinen Halbgeschwistern war ich ganz und gar nicht gut aufgehoben. Mehr weiß ich heute nicht mehr von diesem Tag. Nur, dass ich überhaupt nicht geweint habe. Keine einzige Träne.

Immerhin hatte ich in jener Zeit eine gute Freundin. Sie hieß Diana, ihren Eltern gehörte ein Reformhaus in der Auericher Fußgängerzone, und sie hatten reichlich Kohle. Um mit ihr zusammenzubleiben, wechselte ich auch auf die integrierte Gesamtschule, denn wichtiger als alles andere war für mich, jemanden an der neuen Schule zu haben, der mich kannte und auch verstand. Tim, der Junge aus dem Reisebüro – mein anderer guter Freund –, ging leider aufs Gymnasium. Von ihm musste ich mich Schritt für Schritt trennen, auch wenn wir in einer Übergangsphase noch regelmäßig Kontakt hielten.

4 Als ich 13 Jahre alt war, entschloss sich meine Mutter, das Haus auf meinen Bruder und meine Schwester überschreiben zu lassen. Warum, weiß ich bis heute nicht. Ich würde leer ausgehen – natürlich, denn ich war ja das Kind eines anderen, und das Haus hatte zuvor dem Vater meiner Halbgeschwister gehört. Ich war noch zu jung, um dem Ganzen eine Bedeutung beizumessen. Aber ich bekam sehr wohl mit, dass wir schon bald darauf umziehen mussten. Mein

Bruder hatte offenbar keine Zeit verloren, unser Haus zu ver-zocken und zu verjubeln. Er hatte einen hohen Kredit auf-ge-nommen, das Geld verjuxt, und eine Zwangsversteigerung konnte wohl nur ganz knapp abgewendet werden. Wenigs-tens war noch ein wenig Geld übrig, um eine kleine Dreizim-merwohnung zu kaufen. Eine mit vier Zimmern war zu jener Zeit wohl auch im Angebot, aber die lag offenbar zu weit au-ßerhalb von Aurich, hieß es. Und meine Mutter konnte eines nicht gebrauchen: Abend für Abend sturzbetrunken einen langen Heimweg nehmen zu müssen.

In der neuen Wohnung war nur leider kein Platz für mich. Ein Zimmer gehörte meiner Mutter, das andere meinem Bru-der, und mir blieb nur die Couch im Wohnzimmer. Ich war unerwünscht, und jeder ließ es mich spüren. Nichts Neues für meine Kinderseele, aber ohne ein eigenes Zimmer, ohne mein eigenes kleines Reich – das war eine ganz andere, gleich-sam kältere Dimension.

Aber natürlich war ich auch in unserem neuen »Zuhause« häufig alleine, konnte nach Belieben Freunde einladen, gren-zenlos fernsehen und Computerspiele machen, sodass es ir-gendwann gar nicht mehr ins Gewicht fiel, dass ich kein ei-genes Zimmer hatte.

Meine sogenannte Familie verbrachte schließlich weiter-hin einen Großteil ihres Lebens in billigen Kaschemmen oder schabigen Bordellen.

5 In dieser Zeit wurde es in unserer Schule plötzlich schick, »links« zu sein, und fast jeder Idiot nähte sich im Laufe der Zeit ein »Gegen Nazis«-Patch auf die Jacke. Grund genug, eine kleine Gegenbewegung zu gründen. Es begann eigent-

lich ganz harmlos. Irgendwann beschlossen ein paar Jungs aus meiner Schule, dass sie fortan rechts seien. Zu diesem Zweck nahmen sie an Veranstaltungen der Wiking-Jugend teil. Und da gingen Diana und ich dann einfach mal mit – getrieben von einer Mischung aus Neugier und Langeweile und dem aufregenden Gefühl, etwas Anrühiges zu tun. Und schon bald gehörten auch wir dazu – ohne politisch auf derselben Linie wie unsere braunen Freunde zu sein. Wir waren nicht für die Nazis, als wir uns »Apartheid? Was sonst!«-Patches aufnähten – wir waren vielmehr gegen die linken Konformisten an unserer Schule. Wir waren das eine Prozent, das anders war, und ich auf dem direkten Weg, ein Onepercenter zu werden. Allerdings ohne etwas über die Bedeutung des Wortes zu wissen und ohne etwas zu ahnen ...

Die Wiking-Jugend war für mich ein eher formloser Zusammenschluss von jungen Leuten mit Musik, etwas zu trinken und einer Wehrsportgruppe. Gegründet wurde sie offenbar im Jahr 1952 und sah sich als Nachfolgeorganisation der »Hitler-Jugend« und dem »Bund Deutscher Mädels«. Eine rechtsextremistische Kaderschule also, die vor allem labile Jugendliche – wie ich es war – begeistern sollte. Bis zu ihrem Verbot im November 1994 durch das Bundesministerium des Inneren erreichte sie an die 500 Mitglieder. Ich selbst war nur ein einziges Mal auf einem der größeren Treffen auf einem Campingplatz in der Nähe von Soltau. Dort sah man viele Männer in schwarzen Hosen, weißen Hemden, schwarzen Krawatten; die Frauen alle mit züchtigen, übers Knie reichenden Röcken. Dazu kamen ein paar Ältere – siebzigjährige oder achtzigjährige Kriegsveteranen, die sich mit uns jungen Leuten um ein großes Lagerfeuer scharten. Mir war das zu viel Folklore, und ich kam mir vor wie auf einem Hei-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Thomas P.

Der Racheengel

Ich bin der Kronzeuge gegen die deutschen Hells Angels
Ich war einer von ihnen, jetzt packe ich aus

Taschenbuch, Broschur, 240 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-64531-8

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2012

Eine erschütternde Enthüllungsgeschichte über das wahre Gesicht der Hells Angels

Das Leben von Thomas P. ist in großer Gefahr: Der ehemalige Höllenengel hat das eiserne Gesetz des Schweigens gebrochen und als Kronzeuge einige seiner Brüder vor Gericht gebracht. Nun führt er mitsamt seiner Familie ein anonymes Leben in der beklemmenden Furcht vor Entdeckung und vor der Rache der berüchtigtsten Motorradgang der Welt. In seinem Buch packt der Racheengel erstmals aus über die entwürdigenden Aufnahme-rituale, die kriminellen Machenschaften und die Brutalität des Clubs.

 [Der Titel im Katalog](#)